

Berichte

Joachim Scharloth

Mehrsprachige Individuen – vielsprachige Gesellschaften

35. Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik
(GAL) vom 23.-25. September 2004.

Bericht aus der Sektion 7: Soziolinguistik

Die Soziolinguistik ist noch immer gespalten zwischen korrelativ-globalen und konversationell-lokalen Ansätzen (Gilles 2002) bei der Beschreibung und Erklärung sprachlicher Variation. Dies zeigte sich deutlich in den Vorträgen und Diskussionen im Rahmen der Sektion Soziolinguistik, die während der 35. Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik (GAL) zum Oberthema „Funktionale Nutzung von Mehrsprachigkeit in sozialen Räumen“ abgehalten wurde. Schon das Oberthema der Jahrestagung „Mehrsprachige Individuen – vielsprachige Gesellschaften“ brachte die unüberwindene Kluft zwischen mikro- und makrosoziolinguistischen Ansätzen auf den Punkt. Das von den Sektionsleiterinnen Elisabeth Burr (Bremen) und Bärbel Treichel (Magdeburg) zusammengestellte Programm zeigte zudem, dass gerade unter jüngeren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern eine größere Neigung zur Wahl interaktionaler Methoden zu bestehen scheint. Bemerkenswert ist, dass die beiden Ansätze weniger als komplementär angesehen werden, sondern jeweils für sich ein Primat reklamieren. Während die Konversationalisten den Varietätenlinguisten vorhalten, eine explanative Soziolinguistik müsse von der Sprachverwendung und der konversationellen Funktion von Varianten ausgehen, werfen die makrosoziologisch interessierten Varietätenlinguisten den Konversationalisten die mangelnde Systematisierbarkeit und Verallgemeinerbarkeit ihrer Ergebnisse und einen intuitiven Umgang mit den Daten vor und stellen so letztlich die Wissenschaftlichkeit dieser Methode in Frage. Bei diesem Streit um den richtigen Zugang zu sprachlicher Variation wird häufig übersehen, dass auch makrosoziolinguistische Untersuchungen häufig unreflektiert mit konversationellem Wissen operieren: Etwa werden beim Entwurf des Designs für die Datenerhebung Zusammenhänge zwischen Erhebungssituation und Sprachverwendung konstruiert, die möglichst „natürliche“ Daten oder Daten unterschiedlicher Stilebenen produzieren sollen. Andererseits arbeiten auch konversationelle Methoden mit Erkenntnissen aus makrosoziolinguistischen Untersuchungen: Bei der Entwicklung der Analysekatoren geht varietätenspezifisches Wissen schon konzeptuell ein und findet auch bei der Analyse selbst Verwendung, etwa wenn von der Dialektalität von Varianten die Rede ist.

Dies zeigte sich paradigmatisch am Beitrag von **Ralf Knöbl** (Mannheim) zum Thema „Sprachvariation in einer schwäbischen Kleinstadt – Varietäten im Diskurs“.

Ziel von Knöbels Studie ist ein soziolinguistisches Porträt der schwäbischen Kleinstadt Erbach, das anhand von interaktionalen Daten, die in „natürlicher“ Kommunikation gewonnen wurden, erstellt werden soll. Mit Hilfe einer Funktionsanalyse vor allem lautlicher Varianten sollen dann grundsätzliche Fragen nach der Klassifizierbarkeit von Varianten und der generellen Definitionsmöglichkeit von Varietäten diskutiert werden. Knöbl geht dabei von der Hypothese aus, dass Dialekt und Standard im oberdeutschen Sprachraum nicht mehr als distinkte Varietäten fokussiert werden. Vielmehr hätten sich im Spannungsfeld von Dialekt und Standard diffuse Systeme oder Matrixsprachen gebildet, die eine Mischung sprachlicher Einheiten mit unterschiedlicher historisch-sprachsystematischer Herkunft ermöglichten. Knöbels exemplarische Analysen sprachlicher Formen unter interaktional-funktionalem Aspekt legen es nahe, älteren Sprechern ein diglossisches Repertoire zu attestieren, jüngeren hingegen ein engeres Repertoire mit geringerer Funktionalität kookkurierender Varianten. Darüber allerdings, ob die Benutzung einer dialektalen Variante als funktional motiviertes Code-Switching oder als Code-Mixing betrachtet werden muss, ließ sich im Plenum keine Einigkeit herstellen. Die Kritiker der konversationellen Methode bemängelten das Fehlen harter Kriterien bei der Unterscheidung und Klassifizierung der Varianten.

Ebenfalls mit dem Phänomen Code-Switching beschäftigte sich der Vortrag von **Inke Du Bois** (Hamburg) zum Thema „Code-Switching and German-American Immigrant Identities“. Anhand von Gruppeninterviews mit deutschen Immigranten, die seit längerer Zeit in Kalifornien lebten, rekonstruierte sie kulturelle Bedingungen und sprachsystematische Aspekte des Code-Switching. Während sich die sprachlichen Phänomene auf der Ebene von Lexik und Morphologie einer eindeutigen Systematisierung sperrten, wurde auf einer konversationellen Ebene deutlich, dass das Code-Switching weniger als Kontextualisierungshinweis fungierte, sondern als Marker einer ausgebauten bikulturellen Identität.

Die Symbolisierung von Identität wurde auch im Vortrag von **Friederike Kern** und **Yazgül Simsek** (Potsdam) zum Thema „Türkendeutsch: Grammatische und prosodische Strukturen in Erzählungen junger türkischer Frauen“ berührt, in dem die Referentinnen Ergebnisse aus einem von Margret Selting geleiteten DFG-Projekt präsentierten. Das Sprechen von Türkendeutsch wird dabei nicht als Defizit des Spracherwerbs betrachtet, sondern als ein Sprachstil, der zur Lösung kommunikativer Probleme und Bedürfnisse eingesetzt wird. Die Beispielanalysen anhand von acht Telefongesprächen junger türkischer Frauen zwischen 18 und 22 Jahren fokussierte die Satzgliedstellung, prosodische Verfahren der Einheitenbildung sowie Rezipientensignale beim Erzählen. Im Plenum wurde dann vor allem die Frage diskutiert, inwieweit eine rein funktionale Betrachtung des Phänomens „Türkendeutsch“ dem Gegenstand gerecht werde. Ähnlich wie beim Forschungsprojekt von Knöbl wurde auch hier die Möglichkeit einer methodisch abgerichteten Kategorisierung von Varianten in Zweifel gezogen. So wurde von den Kritikern eingewandt, dass die essenzielle Frage, ob es sich bei einem sprachlichen Befund um eine funktionale Variante handele oder doch um das Ergebnis eines „fossilierten“ Zweitspracherwerbs, bei einer rein funktionalen Betrachtung letztlich nicht zu klären sei.

Einblicke in eine überaus komplexe Sprachsituation vermittelte der Vortrag von **Djamel Eddine Lachahi** (Oran) zum Thema „Zur soziolinguistischen Situation und Mehrsprachigkeit in Algerien“. Lachahi stellte die vielfältige Verwobenheit von ethnischen, ideologischen und historischen Bedingungen von Spracherwerb und

Sprachenwahl im Spannungsfeld von Hocharabisch, den nationalen arabischen Dialekten und Berbersprachen, dem Französischen als kolonialem Erbe und dem Englischen als Weltsprache eindrücklich dar. Die Schilderung der sprachlichen Situation in Algerien warf vor allem Fragen nach den Möglichkeiten und Grenzen von Sprachplanung und sprachpolitischer Eingriffe auf, die auch im folgenden Beitrag im Vordergrund standen.

Der Vortrag von **Ute Smit** (Wien) zum Thema „Mehrsprachigkeit in Wien: Schulsprachenpolitik zwischen historisch gewachsenen Realitäten und zukunftsorientierten Initiativen“ diskutierte die Möglichkeiten der Schulsprachenpolitik in modernen Großstädten. Dabei erwies sich das zwar von der deutschen Sprache dominierte, aber traditionell plurilinguale Wien als ideales Studienfeld für eine Sprachenpolitik, die als Modell für andere Städte dienen kann, die einen hohen Anteil an Bürgern mit Migrationshintergrund haben. Smit unterschied zwei grundlegend verschiedene Modelle des Umgangs mit migrationsbedingter Mehrsprachigkeit: Während Assimilation und subtraktiver Bilingualismus vom Ideal einer homogenen Sprachgemeinschaft geleitet werden, geht das Modell von Integration und additivem Bilingualismus davon aus, dass mehrere Sprachen auch durch Unterricht gepflegt werden und interkulturelles Lernen gefördert wird. In der Diskussion interessierte vor allem die Frage, ob ein „globalisierter Bilingualismus“ (Deutsch und Englisch) oder ein europäisches Mehrsprachigkeitsmodell als Leitbild einer künftigen Schulsprachenpolitik dienen müsse.

Katja Lochtman und **Madeline Lutjeharms** (Brüssel) gingen in ihrem Vortrag „Mehrsprachigkeit und der Erwerb einzelner Sprachen“ der Frage nach, wie Einstellungen die Wahl und das Erlernen einer Fremdsprache vor dem Hintergrund einer mehrsprachigen Sprachgemeinschaft beeinflussen. Sie stützten sich dabei auf eine Erhebung unter 191 Studierenden der Betriebswirtschaft in Brüssel, deren Erstsprache teilweise Französisch, teilweise Niederländisch war. Überraschenderweise zeigten sich keine Unterschiede zwischen den Gruppen der Niederländisch- und Französischsprachigen bezüglich ihrer Einschätzungen von Englisch, Deutsch und Spanisch. Generell ließ sich beobachten, dass positive Einstellungen zu einer Sprache auch zu interner Motivation bei ihrem Erwerb führen, also zu einer Motivation, die nicht durch äußere Bedingungen oder Zwänge in den Sprechenden hervorgerufen wird. Die Ergebnisse zeigen, dass Brüsseler Studenten vor allem gegenüber dem Französischen und Spanischen positive Einstellungen haben, während sie das Niederländische eher aus instrumentellen Gründen erlernen.

Mit dem Prestige und der Wahl von Varietäten beschäftigte sich **Joachim Scharloth** (Zürich), Verfasser dieses Tagungsberichtes, in seinem Vortrag „Auf der unsicheren Seite: Sprachliches Inferioritätsgefühl und Gebrauch des Standarddeutschen in der Deutschschweiz“. Mittels einer Fragebogenerhebung und eines subjectivevaluation-tests ging er zwei Fragen nach: Welche Einstellungen haben Schweizer zum Standarddeutschen generell und gibt es ein Bewusstsein von der Plurizentrität der Standardsprache? Die Studie ergab, dass etwa ein Drittel der Befragten stark negative Einstellungen gegenüber der Standardsprache haben und ein Defizienzempfinden bei ihrem Gebrauch verspüren. Die Ausbildung dieses Defizienzempfindens korreliert mit einem späten Erwerbalter und manifest negativen Einstellungen gegenüber Deutschen. Zudem ergab das Wahrnehmungsexperiment, dass Schweizer sog. deutschländische Varianten aus den Bereichen Phraseologie, Lexik und Morphosyntax signifikant häufiger als korrekter und stilistisch besser bewerteten als ihre

schweizerischen Pendants. Die Daten verweisen darauf, dass Schweizerhochdeutsch für Schweizer eher ein stilistisches Register denn eine eigenständige Varietät des Standarddeutschen ist. In der Diskussion wurde deutlich, dass eine stärkere Berücksichtigung funktionaler und situativer Aspekte ein differenzierteres Bild über das Prestige beider Varianten des Standarddeutschen in der Schweiz ergeben würde.

Die beiden letzten Beiträge zur Sektion beschäftigten sich mit dem Thema Unternehmenskommunikation, die immer häufiger zum Gegenstand linguistischer Untersuchungen wird. **Svetlana Chudyakova** (Dresden) untersuchte in ihrem Vortrag „Experten-Laien-Kommunikation in einer Bank“ Beratungsgespräche zu Fragen der Geldanlage und Finanzierung in einer Sparkasse. Neben einer detailreichen linguistischen Analyse der Textsorte „Verkaufsgespräch“ mit ihren zahlreichen Handlungsmustern lag ihr Fokus dabei auf solchen Interaktionsschritten, bei denen Missverständnisse zwischen Experten und Laien auftreten können.

Zum Abschluss analysierte **Magdalena Bielenia** (Danzig) in ihrem Vortrag „Multilingualism at Work – Bankers’ Environment“ den Sprachgebrauch in polnischen Banken. Dabei verfolgte sie die generelle Tendenz zum Gebrauch englischer fachsprachlicher Termini und des Englischen als Lingua Franca bis hinein in die Internet-basierte Außenkommunikation der Banken. Das interessante Ergebnis ihrer Untersuchung der Mehrsprachigkeit auf Webseiten des polnischen Bankenwesens ergab, dass sich mit der Menge des Fremdkapitals auch die Menge von Fremdwörtern englischer Herkunft erhöhte, die internationale Ausrichtung einer Bank also auch in ihrem Sprachgebrauch symbolisiert wird.

Zwar mag die Zusammenstellung der Vorträge im Rahmen der Sektion „Soziolinguistik“ bis zu einem gewissen Grad zufällig gewesen sein, dennoch erwies sie sich für die gegenwärtige Situation dieser Disziplin als paradigmatisch. Die Konturen der Soziolinguistik wurden unschärfer in dem Maß, in dem immer mehr Gegenstände ihr zugerechnet wurden. Mit der Vielzahl der Gegenstände wuchsen freilich auch das methodische Repertoire und die Zahl möglicher Erkenntnisinteressen. All dies macht eine Verständigung unter Soziolinguisten schwierig, aber nicht unmöglich. Um die gegenwärtig tiefste Kluft, die zwischen mikro- und makrosoziolinguistischen Zugängen zu sprachlicher Variation, zu überwinden und ein tieferes Verständnis der Vorzüge und Nachteile beider Ansätze zu fördern, wäre es wünschenswert, wenn mehr Linguistinnen und Linguisten Erfahrungen mit beiden Paradigmen sammeln oder in ihren Studien gar mit beiden Methoden arbeiten würden.

Literatur

- Gilles, Peter (2002): Zugänge zum Substandard: Korrelativ-globale und konversationell-lokale Verfahren. In: Jannis K. Androutsopoulos, Evelyn Ziegler (Hrsg.): „Standardfragen“. Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation. Frankfurt am Main u. a. S. 195-215. (= Variolinguia 18)

Adresse des Berichterstatters:

Dr. Joachim Scharloth, Deutsches Seminar, Universität Zürich, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich.

E-mail: scharloth@access.unizh.ch